

Neue Erkenntnisse zur Frage:

Warum lernen Kinder in den einen Schulen mehr als in anderen?

Lehrerinnen und Lehrer drohen in Routine zu ersticken und können zu wenig über die Qualität des Unterrichts nachdenken. Dies geht zulasten der Schülerinnen und Schüler, wie eine Studie in 59 Primarschulen zeigt.

Am Montag hat ausser im Tessin in sämtlichen Kantonen die Schule wieder begonnen. Der Lehrermangel, die Eingliederung von ukrainischen Flüchtlingskindern und die Auswirkungen des integrativen Unterrichts sind nur ein paar Herausforderungen, vor denen Lehrpersonen und Schulleitungen stehen. Doch obwohl sich diese Probleme fast überall stellen, gehen die Beteiligten unterschiedlich damit um. Mit dem Ergebnis, dass Schülerinnen und Schüler in der einen Schule mehr lernen als in anderen.

In einer grossangelegten Studie haben die Bildungsforscherinnen Katharina Maag Merki und Andrea Wullschleger an der Uni Zürich nach Antworten auf diese Frage gesucht, warum Schulen so unterschiedlich sind. Während vier Jahren haben sie dazu am Institut für Erziehungswissenschaft 59 Primarschulen in 14 Deutschschweizer Kantonen wissenschaftlich untersucht. An der vom Schweizerischen Nationalfonds (SNF) finanzierten Untersuchung haben sich über 1600 Lehrpersonen und Schulleitungen sowie über 1600 Schülerinnen und Schüler der 5. Klasse beteiligt.

Corona als Prüfstein

Wissenschaftlich gesprochen geht es um die Schulentwicklungskapazität. Dies ist gemäss Maag Merki die Fähigkeit einer Schule, auf Herausforderungen kompetent zu reagieren und das schulische Angebot so weiterzuentwickeln, dass die Schüler besser lernen und die Lernziele erfolgreich erreichen können. «Jede Schule kann selber viel bewirken», stellt Wullschleger nach Abschluss der Untersuchung fest. «Das hat sich beispielsweise während der Corona-Pandemie sehr deutlich gezeigt.» Während einige Schulen zumindest in der Anfangsphase überfordert gewesen seien, hätten andere praktisch aus dem Nichts einen qualitativ hochstehenden Unterricht auf die Beine gestellt.

Die Ergebnisse zeigen grundsätzlich, dass eine grosse Mehrheit der Lehrpersonen der Meinung ist, dass sie gemeinsame Ziele an der Schule verfolgen und sich gegenseitig zu pädagogischen Fragen austauschen. 34 Prozent der Lehrpersonen geben an, dass ihre Schulleitung sie eher ermuntert, für die Weiterentwicklung der Schule neue Ideen zu suchen oder zu diskutieren. Weitere 39 Prozent sind der Meinung, dass dies der Fall sei, und 22 Prozent sind sogar der Meinung, dass dies sehr der Fall sei. Nur sehr wenige Lehrpersonen nehmen dies nicht wahr. Etwas anders sieht dies bei den 59 Schulen aus, die sich an dem Projekt beteiligten. In 20 Prozent der Primarschulen wird die Schulleitung zwar als sehr ermunternd und anregend bezüglich der Weiterentwicklung der Schule erlebt, in 10 Prozent hingegen ist dies nur bedingt der Fall.

Gemäss den Erkenntnissen des Forscherteams gibt es verschiedene Bausteine, die dazu beitragen, dass eine Schule die ständig grösser werdenden Herausforderungen gut meistern kann.

Sehr wichtig ist, dass die Lehrpersonen untereinander und mit der Schulleitung ständig im Gespräch sind und eine gute Kooperationspraxis aufbauen. Zentral ist auch eine gute Fehlerkultur, die es ermöglicht, den Unterricht zu analysieren und auf Schwierigkeiten zu reagieren.

Schulen, in denen Lehrpersonen in Teams arbeiten und regelmässig über die Weiterentwicklung der Qualität des Unterrichts nachdenken, haben in der Studie besser abgeschnitten als Schulen mit losen Organisationsformen. Teamorientierte Schulen können im Bedarfsfall Kapazitäten von Lehrpersonen stärken, zum Beispiel während der Corona-Pandemie, als überdurchschnittlich viele Lehrerinnen und Lehrer ausfielen.

Zu wenig Zeit, um nachzudenken

«Wichtig ist auch, dass Schulen regelmässig ihre Routinen überprüfen», erklärt Maag Merki. Es gehe darum zu erkennen, welche eingeschliffenen Abläufe funktionieren und welche nicht. Schulen, denen es gelinge, diese Routinen anzupassen, würden gegenwärtig auch besser mit dem Lehrermangel und den damit verbundenen Schwierigkeiten fertigwerden.

Um zu diesen Erkenntnissen zu kommen, wurden in den beteiligten Schulen Soziale-Netzwerk-Analysen durchgeführt. Ausserdem erfassten die Lehrpersonen während dreier Wochen über eine App ihre Arbeitstätigkeiten ausserhalb des Unterrichts. «Dabei haben wir festgestellt, dass die Lehrpersonen zahlreiche administrative Tätigkeiten ausführen und zu wenig über die Gestaltung des Unterrichts nachdenken können», betont Wullschleger. Woran dies liege, müsse kritisch diskutiert werden. «Denn je mehr Lehrpersonen über Unterricht und Förderung der Schülerinnen und Schüler reflektieren, desto eher erleben sie ihre Tage als ergiebig und sind zufrieden, ohne dass sie sich aber belasteter fühlen.»

Zwar unterscheidet sich der Umfang der administrativen Tätigkeiten von Schule zu Schule nicht allzu stark. Hingegen zeigten sich bei der Fehlerkultur und der Kooperationspraxis grosse Unterschiede. Hier besteht gemäss der Studie noch viel Potenzial. «Die Schulleitung spielt in dieser Hinsicht eine extrem wichtige Rolle. Wenn sie den Lehrerinnen Impulse vermitteln kann und für sie ein zentraler und kompetenter Ansprechpartner ist, ist schon viel gewonnen», erklärt Maag Merki.

Politik muss reagieren

Allerdings zeige sich gerade hier ein grosses Problem. «Schulleitungen sind häufig nur fünf Jahre im Amt. Das ist in der Regel zu wenig, um substanzielle Änderungen in einer Schule bewirken zu können», moniert Maag Merki. Negativ wirkt sich auch aus, dass Lehrpersonen und Schulleitungen in den letzten Jahren zu viele Reformen verdauen mussten, die nicht selbst gewählt waren. «Die eigene Qualitätsarbeit und die Weiterentwicklung von Dingen, die für die eigenen Schülerinnen und Schüler wichtig sind, haben dann fast keinen Platz mehr», erklären die Erziehungswissenschaftlerinnen.

Neben den Schulleitungen und den Lehrern ist nun die Politik gefragt, die dafür sorgen muss, dass sich die Rahmenbedingungen so verbessern, dass Schulen an ihrer Routine arbeiten und die Qualität ihrer Arbeit verbessern können. Der Kanton St. Gallen hat bereits reagiert und erste Impulse aus der Studie aufgenommen. Auch andere Kantone haben Interesse an den Resultaten. In einem neuen Projekt wollen Maag Merki und Wullschleger nun abklären, welche Auswirkungen ein Coaching für Lehrerteams haben, um nicht mehr taugliche Routinen zu reflektieren und sich den neuen Situationen anzupassen.

Mobbing: Kein anderes Problem wird an Schulen so intensiv bekämpft. Warum ist es immer noch da?

Am Schulanfang ist die Gefahr für Mobbing besonders gross. Die wichtigsten Fragen und Antworten zum Thema.

Samuel Peter (Name geändert) ist in der vierten Klasse, als es passiert. In einer Schulstunde müssen die Kinder Sätze bilden. Darin sollen möglichst viele Wörter mit demselben Buchstaben beginnen.

Ein Mädchen bildet folgenden Satz: «Junge Jäger aus dem Jura jagen jubelnde Juden.» Samuel Peter, der jüdisch ist, fühlt sich plötzlich nicht mehr gut.

Dann sagt die Lehrerin: «So ein schöner Satz – super!» Und Samuel Peter beginnt zu weinen.

Es ist der Auftakt zu einer Reihe von Beschimpfungen. Die Mitschüler merken: Wenn man auf sein Jüdischsein zielt, wird Samuel Peter verletztlich. Er wird, so erzählt es seine Mutter, in der Folge systematisch ausgeschlossen, gehänselt, provoziert und beleidigt.

Gespräch um Gespräch führen die Eltern mit der Schule. Doch weder die Lehrerin noch die Mitschülerin müssen sich entschuldigen.

Der Mobbing-Fall von Samuel Peter ist sowohl typisch als auch speziell. Typisch, weil sich darin eine ganze Gruppe auf einen Schüler einschiesst, der angreifbar wirkt. Typisch, weil für die Angriffe eine scheinbare Andersartigkeit, eine Abweichung von der Norm als Anlass genommen wird. Typisch auch, weil die Lehrerin das im entscheidenden Moment nicht erkennt – und es verpasst, eine Grenze zu ziehen und eine wichtige Lektion zu vermitteln: Wörter haben nicht nur Anfangsbuchstaben. Sie haben auch die Macht, zu verletzen.

Speziell ist, dass der Fall mit Antisemitismus verknüpft ist – einem separaten und schwerwiegenden Problem in der Schweiz. «Ich wurde nicht wegen sonst etwas, sondern aufgrund meines Jüdischseins gemobbt», sagt Samuel Peter. «Das bleibt einem schon.»

Samuel Peters Fall ist unterdessen 13 Jahre her. Er hat in der Zwischenzeit studiert und ist heute selbst Lehrer. Seine Perspektive – die eines Betroffenen, der mit Distanz zurückblickt – ist in Geschichten über Mobbing an Schulen selten. Er sagt, am Ende habe ihm die Mobbing-Phase nicht langfristig geschadet. «Ich finde es immer noch unverständlich und daneben, was damals passiert ist. Aber es ging wieder vorbei.»

Um die 15 Prozent aller Schulkinder erleben in der Schweiz Formen von Mobbing; im Ausland ist es ähnlich. Melanie Wegel forscht an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) zum Thema. Sie sagt, besonders heikel sei die Phase zu Beginn eines neuen Schuljahres, wenn Klassen neu zusammengesetzt und Rollen neu verteilt würden.

Dann testen die Kinder aus: Wer lässt was mit sich machen? Wegel sagt: «Wenn man dann nicht schnell reagiert, dann bleiben die Rollen bestehen.»

Aber was soll man tun, wenn das eigene Kind gemobbt wird? Lohnt sich ein Schulwechsel oder der Gang zur Polizei? Und weshalb hält sich das Phänomen

Mobbing so hartnäckig und konstant, obwohl es seit Jahrzehnten mit allen Mitteln bekämpft wird? Das sind die wichtigsten Fragen und Antworten zum Thema.

Inhaltsverzeichnis

- «Mobbing» ist schnell gesagt. Aber was ist es eigentlich?
- Ich glaube, mein Kind wird gemobbt – was kann ich tun?
- Täter, Opfer, Schule: Wer ist beim Mobbing der Schuldige?
- Was hilft gegen Mobbing – und was nicht?
- Der Mobber als Straftäter: Lohnt sich eine Anzeige?
- Zu dick, zu dünn, zu feminin, zu männlich: Woher kommt der Mobbing-Grund?
- Wird das Mobbing-Problem schlimmer?
- Kann es eine Schule ohne Mobbing geben?

«Mobbing» ist schnell gesagt. Aber was ist es eigentlich?

Ein Seufzer, ein Räuspern, verlegene Blicke. Die scheinbar einfachste aller Fragen zum Thema ist auch die, die sämtliche Expertinnen und Experten um eine klare Antwort ringen lässt. Und das nicht ohne Grund: Mobbing ist eine Verwandlungskünstlerin. Das Phänomen tritt in immer neuen Formen auf. Es befindet sich im Graubereich zwischen harmloser Streiterei – und Verhalten, das bereits unter das Jugendstrafrecht fällt.

Klar ist, was Mobbing nicht ist: kein einmaliger Konflikt, der am nächsten Tag wieder vorbei ist; keine ausser Kontrolle geratene Schlägerei, so schlimm sie auch sein mag; keine Fehde, die zwei Kinder untereinander austragen.

Nein, Mobbing ist im Kern ein Machtspiel.

Bettina Lazzarotto, Kantonspolizistin bei der Jugendintervention, sagt es so: «Bei Mobbing geht es um ein Überlegenheitsgefühl – darum, die eigene Stellung in einer Gruppe zu erhöhen oder zu erhalten.»

Zu einem Mobbing-Fall gehören gemäss Lazzarotto zwei Dinge: ein Opfer, das leidet – und zwar nicht nur physisch, sondern auch psychisch. Und die Art der Erniedrigung: systematisch, wiederholt und durch oder in einer Gruppe stattfindend. Im Kern, da sind sich alle Experten einig, ist Mobbing eine Inszenierung: Jemand wird durch Hänkeln, Belästigung oder Gewalt erniedrigt – damit sich andere in der Gruppe als stark präsentieren können.

Die Handlungen sind also nur scheinbar auf das Opfer ausgerichtet – obwohl dieses am meisten leidet. Bei Mobbing geht es immer um die anderen: die Täter und die Zuschauerinnen.

Ich glaube, mein Kind wird gemobbt – was kann ich tun?

Hinschauen und darüber reden. Mobbing kann niemand allein bekämpfen. Eine schnelle, gemeinschaftliche und gut abgestimmte Antwort macht eine wirksame Reaktion auf einen Mobbing-Fall aus. Dazu muss in erster Linie die Lehrperson informiert werden, in zweiter Linie die Schulleitung und die Schulsozialarbeit. Dort weiss man dann darüber Bescheid, welche weiteren Stellen – etwa die Schulpsychologie oder gar die Jugendpolizei – wann eingeschaltet werden sollen.

Jörg Walser, Rektor in Meilen, sagt: «Alle Schulen kennen Mobbing-Geschichten. Die Kunst ist es, jeweils schnell genug zu reagieren oder, noch besser, vorzeitig zu handeln.» Eltern, Lehrpersonen und Schulleitung müssten für aufkeimende Mobbing-Situationen stets ein Auge offen halten. Wird ein Kind systematisch ausgeschlossen? Ändert es plötzlich sein Verhalten, wirkt in sich gekehrt? Wird ihm immer wieder der Turnsack geklaut? Oder wird es gar regelmässig verprügelt?

Wie viel wird in der Schweiz gemobbt?

Anteil Schüler, die verschiedene Mobbing-Erfahrungen wöchentlich bis jährlich machen, in %

HänselnDiebstahlAusschliessenGewaltDrohung010203040

Quelle: [Pisa-Studie 2018](#)

Solche Situationen müssten für Erwachsene ein Grund sein, nachzufragen und sich untereinander auszutauschen, sagt Walser. «Je früher man den Kindern zeigt: <Wir sehen, was ihr macht>, desto früher kann man ihnen auch klare Grenzen setzen.»

Zudem müsse zuerst auch stets abgeklärt werden, in welchen Fällen es sich tatsächlich um Mobbing handle – und in welchen bloss um einen vorübergehenden Konflikt, den die Kinder am besten unter sich ausmachten.

Täter, Opfer, Schule: Wer ist beim Mobbing der Schuldige?

Darauf gibt es unter Fachleuten zwei unterschiedliche Antworten: Niemand ist schuld – oder fast alle sind es.

Für den Schulleiter Jörg Walser ist klar: «Ich versuche, die Kinder nicht in Opfer und Täter einzuteilen, denn der erste Blick täuscht manchmal sehr.» Die Situation erzeuge für alle Beteiligten erheblichen Stress.

Auch für Täter kann Mobbing also mehr Zwang als Vergnügen sein. Laut der ZHAW-Forscherin Melanie Wegel machen sowohl Mobbing-Täter als auch Mobbing-Opfer oftmals zu Hause selbst Opfererfahrungen. «Täter können etwa unter einem streng patriarchalen Erziehungsstil leiden oder unter hohem Leistungsdruck stehen. Auch auf Opfer kann dies zutreffen, wobei diese auch häufig überbehütet werden.»

Andere Experten betonen dagegen, Mobbing sei nicht einfach eine tragische Konstellation ohne Schuld oder Verantwortung. Rolf Weilenmann leitet die Jugendintervention der Kantonspolizei Zürich. Er sagt: «Am Anfang ist es oft ein Gegeneinander ohne klare Rollen. Aber meist hört irgendwann eine Seite auf, und die andere macht weiter. Ab da gibt es beim Mobbing schon Opfer und Täter.»

Dazu kommen die stummen Zuschauer und die lauten Mitläufer. Eine Schulsozialarbeiterin sagt es so: «Mobbing macht man miteinander. Es ist das gemeinsame Problem einer Gruppe, das man auch als Gruppe lösen muss.»

In einer Schulklasse kommt dabei auch der Lehrperson eine zentrale Rolle zu. Wenn es zu Mobbing kommt, ist das auch ein Angriff auf ihre Autorität. Die Botschaft ist: Du und deine Regeln werden nicht akzeptiert. Es ist deshalb wichtig, dass auch Lehrpersonen ihren Führungsstil reflektieren.

Und dass alle in einer Klasse – gerade auch Zuschauer und Mitläufer – dazu gebracht werden, ihre Rolle zu hinterfragen.

Was hilft gegen Mobbing – und was nicht?

Bei der Mobbing-Bekämpfung gibt es ein Prinzip: Die ersten Lösungen, die einem einfallen, sind nicht immer die besten.

Ein Kind aus der Klasse nehmen: nur als letzte Option eine Möglichkeit. Denn wenn eine Gruppe auf ein schwarzes Schaf angewiesen ist, wird es einfach ein neues finden.

Die Schule anzeigen: passiert immer wieder. Es wird aber eher die offene Kommunikation als das Mobbing erschweren. Den Konflikt auf die Elternebene heben: kann riskant sein. Denn je stärker die Eltern als Partei beteiligt sind, desto grösser ist die Möglichkeit einer Eskalation.

In einer Mobbing-Situation sollten Kinder die Erwachsenen als Gruppe wahrnehmen, die einheitlich agiert. Das Ziel: die Regeln und die Autorität wiederherstellen, die mit dem Mobbing angegriffen werden. Der Schulleiter Walser lässt die betroffenen Kinder dazu fast jeden Tag zu ihm kommen, Probleme diskutieren und Ziele setzen, deren Nichteinhaltung bestraft werden kann. Die Polizisten Lazzarotto und Weilenmann informieren in Kriseninterventionen die Schüler über mögliche strafrechtliche Folgen ihres Tuns.

Zentral ist zudem, dass der Rest der Klasse ermutigt wird, ein Mobbing-Opfer in den normalen Schulalltag einzubinden – damit es sich trotz allem weiterhin zugehörig fühlt.

Am besten gegen Mobbing hilft aber Prävention. Laut der ZHAW-Forscherin Wegel verzeichnen jene Schulen signifikant weniger Mobbing-Fälle, in denen einmal in der Woche – etwa in einer Klassenstunde – über konkrete Streitfälle diskutiert wird und Umgangsregeln erarbeitet werden.

Jede fünfte Lehrperson wünscht sich mehr Hilfe bei Mobbing

Grosser persönlicher Bedarf nach Unterstützung, in Prozent

05101520MobbingPsychische GewaltPhysische Gewalt

Die Daten basieren auf der Befragung von 1256 Lehrpersonen der Volksschule im Januar und Februar 2021.

Quelle: [Bedarfsabklärung Gewaltprävention Kanton Zürich](#)

NZZ / sgi.

Viele Lehrpersonen wünschen sich dabei mehr Unterstützung beim Thema Mobbing. Laut einer Umfrage des Kantons ortet jede fünfte Zürcher Lehrperson hier einen grossen Bedarf. Das ist deutlich mehr als bei anderen Problembereichen wie etwa physischer Gewalt – und das, obwohl diese an Schulen nicht seltener sind als Mobbing.

Der Mobber als Straftäter: Lohnt sich eine Anzeige?

Als letztes Mittel ja, aber Wunder wird sie nicht bewirken.

Mobbing selbst ist in der Schweiz kein eigener Straftatbestand. Es muss also ein anderer erfüllt sein: Beschimpfung, Drohung, Nötigung oder Körperverletzung beispielsweise. Die Hürden dafür können allerdings hoch sein. Nicht alles moralisch Falsche ist schliesslich auch verboten.

Der Polizist Rolf Weilenmann sagt: «Es gibt Eltern, die alle Hoffnungen in uns setzen – aber denen wir am Ende mit den Mitteln des Strafrechts nicht helfen können.» Dazu komme, dass selbst eine Verurteilung nicht garantiere, dass das Verhalten einer Person sich bessere.

Trotzdem, sagt Weilenmann, wirke schon allein die Präsenz der Polizei im Klassenzimmer oft beruhigend. «Wir sind als Verstärkung der Schule dort, als Vertreter des Rechts. Das macht schon Eindruck.»

Im Einzelfall ermittelt die Kantonspolizei bei Mobbing-Fällen wie bei jedem Strafverfahren: Sachverhalt klären, Beweise sichern, Beteiligte befragen. Zu einem grossen Teil besteht die Arbeit der Mobbing-Spezialisten der Jugendintervention jedoch aus präventiven und unterstützenden Einsätzen. Das Verhindern von Mobbing ist auch für die Polizei der effektivere Ansatz als dessen Bestrafung.

Zu dick, zu dünn, zu feminin, zu männlich: Woher kommt der Mobbing-Grund?

Die Antwort darauf ist unbequem. Die Waffen der Mobbing-Täter kommen nicht von ihnen, sondern von uns allen. Womit ein Kind aufgezogen wird, warum es ausgegrenzt wird, hat viel damit zu tun, welche Eigenschaften Erwachsene negativ bewerten.

Ein Beispiel aus einem gegenwärtigen Mobbing-Fall, von dem eine Zürcher Schule berichtet: Ein Junge wird als feminin wahrgenommen – und daraufhin von einer Gruppe Jungs mit Mädchennamen angesprochen, «Schwuchtel» genannt. Auf dem Schulweg, in der Pause, jeden Tag. Bis er nicht mehr in die Schule kommen, nicht mehr leben will.

Den Tätern mag es beim Mobbing nicht um den Inhalt ihrer Beleidigungen gehen, sondern um die Macht, die sie dabei verspüren. Doch für das Opfer sind die Art und der Anlass des Mobblings prägend. Ein Aspekt seiner selbst wird als andersartig und minderwertig markiert – das bleibt einem, auch lange nachdem das Mobbing vorbei ist.

Im Fall des Jungen ist das Problem übrigens trotz Intervention der Schule noch ungelöst.

Wird das Mobbing-Problem schlimmer?

In der Schule Leutschenbach [kommt die Polizei vorbei](#), weil das Mobbing so schlimm ist. In [einem anderen Fall](#) werden zwei Mädchen verurteilt, weil sie einem dritten damit drohten, es mit Benzin zu überschütten. Dazu kommen Berichte über ein neues Phänomen: Cybermobbing – Belästigungen und Beschimpfungen in Gruppen-Chats. Durch die Smartphones wandert das Mobbing-Problem von der Schule in den für Lehrpersonen und Eltern weniger sichtbaren und stets präsenten digitalen Raum.

Mobbing und Gewalt halten sich hartnäckig

Lehrpersonen, die häufig bis gelegentlich von Vorfällen berichten, in %

0204060Psychische GewaltPhysische GewaltMobbing

Die Daten basieren auf der Befragung von 1256 Lehrpersonen der Volksschule im Januar und Februar 2021.

Quelle: [Bedarfsabklärung Gewaltprävention Kanton Zürich](#)

NZZ / sgi.

Trotzdem gibt es keine Anzeichen dafür, dass das Mobbing-Problem stark zunehmen würde. Eine Befragung des Kantons ergab vergangenes Jahr, dass etwa ein Viertel der Zürcher Lehrpersonen häufig bis gelegentlich Mobbing im Schulzimmer erlebt. Mobbing ist demnach seltener als andere Arten von Gewaltvorfällen. Die Zürcher

Jugend-anwaltschaft schreibt auf Anfrage der NZZ gar, sie verfolge immer weniger Fälle, die im Zusammenhang mit Mobbing stünden. Dies sei jedoch eher nicht auf eine tatsächliche Abnahme der Fälle zurückzuführen – sondern darauf, dass diese vermehrt von Schule und Sozialarbeit aufgefangen würden.

Trotz Schreckensmeldungen und digitalen Medien: Beim Mobbing verändert sich zwar die Form, das Problem selbst wird aber nicht grösser.

Kann es eine Schule ohne Mobbing geben?

Das wollen alle, aber realistisch ist es nicht. Seit Mobbing Ende der 1960er Jahre in der Schule als Begriff aufkam, wird es intensiv bekämpft. Allein im Kanton Zürich kümmern sich Schule, Schulsozialarbeit, Schulpsychologie, die Kantonspolizei und in manchen Gemeinden eigene Fachstellen für Gewaltprävention um das Thema.

Trotzdem geht es nicht weg.

Das hat zum einen damit zu tun, dass Mobbing ein nützlicher Begriff ist. Er macht eine Angst fassbar, die alle Eltern teilen: die Angst vor dem, was Kinder einander in der Schule antun können, wovon man sie aber nicht beschützen kann.

Zum anderen ist Mobbing ein Phänomen, das quer durch die Gesellschaft geht. Weder der soziale Hintergrund noch das Geschlecht spielen eine grosse Rolle dabei, wer wie viel mobbt oder gemobbt wird. Auch das Kind an eine Privatschule zu schicken – ein häufiger Vorschlag von Elternseite –, löst das Problem also nicht.

Was macht die Hartnäckigkeit des Phänomens Mobbing mit den Pädagogen, die täglich dagegen ankämpfen? Der Rektor Jörg Walser sagt: «Ich werde oft erst dazugerufen, wenn eine Situation schon eskaliert ist, wenn sie fast nicht mehr lösbar ist. Wenn ein Kind leidet und ich das nicht verhindern kann: Das ist kaum auszuhalten.»